Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 117 — Bromberg, den 18. November — 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(9. Fortsetzung.)

6.

Große, strahlend erleuchtete Maschinenhalle. Die Außenfenster dicht abgeblendet. „Schwalbe" und „Stößer", die beiden Rapidflieger, nebeneinander in der Mitte. Um sie beschäftigt eine Anzahl Arbeiter und Ingenieure. Jetzt war die weitere Geheimhaltung unnötig.

Ganz aus grauem Metall die beiden Fliegermaschinen, selbst Tragflächen und Propeller. Die zu den Kabinen führende Treppe ist heruntergelassen. Man ladet die letzten Vorräte ein.

Liebhard ist Kommandant der „Schwalbe", Gerling führt den „Stößer". Nagel erteilt die letzten Instruktionen.

„Stößer steigt Punkt zwölf Uhr auf, nimmt Kurs genau nach Osten. Kiew muß 2,30 vormittags erreicht sein. Dort Abwarten der Schwalbe, falls Verbindung durch Sicht verlorengegangen oder Funksprüche nicht ankommen. Von da nach Charkow zwei Stunden, Kurs östlich mit einem Strich nach Süden. Weiter genau östlich bis Nikolajewskoje an der Wolga, das in drei Stunden zu erreichen ist. Von dort südöstlich noch 350 Kilometer bis Kalmikowskaja, wo unmittelbar am Ort an geeigneter Stelle gelandet wird. Ich folge mit der Schwalbe fünf Minuten später, da diese etwas rascher fliegt. Flughöhe bei klarem Wetter 3000 Meter. Bei diesiger Luft nur zeitweise tiefergehen, falls Orientierung verloren. — Sind noch weitere Fragen?"

Die beiden Kommandanten stenographierten die Befehle mit. Keiner antwortete.

„Dann werde ich die Maschinen starten", sagte Martens. „Fünf Minuten Probelauf für beide Motoren!" befahl er.

Der elektrische Antrieb warf die Propeller herum. Ein Sturmwind erhob sich. Ächzend knirschten die verankerten Fahrzeuge in den Fesseln.

Martens und Nagel schrien sich die letzten Verständigungen in die Ohren, bis der betäubende Lärm aufhörte.

„Stößer fertigmachen!" befahl Martens.

Die Mannschaft bestieg den Flieger. Der Führer ergriff Hand- und Fußsteuer.

„Abblenden und auffahren!" rief Martens.

Die Lichter erloschen. Das Kuppeldach der Halle öffnete sich. Schwacher Lichtschein drang von einer Bogenlampe, die im Fabrikhofe stand. Die Plattform mit dem Flieger stieg langsam noch oben. Dann hielt sie.

„Anwerfen!" befahl Martens.

Die Propeller surrten. Nach wenigen Augenblicken war der hohe Ton genügender Touren erreicht.

„Abfahrt!"

Die automatische Vorrichtung schnellte den Flieger vorwärts. Einen Augenblick schimmerte ein gespenstischer grauer Schatten im unsicheren Licht der Bogenlampe. Dann verschlang ihn die schwarze Nacht.

Da ertönte ein Schuß. Jetzt noch einer. Dann knatterte es von zwei Seiten.

Die Plattform hatte sich bereits wieder gesenkt. Kräftige Hände schoben den zweiten Flieger hinauf. Ein letzter Händedruck der beiden Freunde, dann schloß sich die Kabinentür.

Und hinaus in die Nacht schoß der zweite graue Vogel, verfolgt vom Wutgeheul der Franzosen, die blindlings in die Dunkelheit feuerten.

*

Code-Telegramm aus Christiania.

Stratoff, Kalmikowskaja, via Moskau.

„In Adventbai bei Eriksen lagern 6000 Kilogramm Benzin für Sie. Mehr zu beschaffen augenblicklich unmöglich, da nächster Dampfer erst in drei Wochen von Hammerfest nach Spitzbergen fährt. Berghaus."

Antwort.

Berghaus u. Co., Christiania.

„Bitte 14 000 Kilogramm Benzin in Hammerfest sicherstellen. Treffe mit zwei Flugzeugen in etwa acht Tagen dort ein. Landungsstelle in ruhigem Teil des Hafens auf dem Wasser aussuchen und durch vier rote Bojen mit weißen Flaggen darauf markieren. Tag und Stunde der Ankunft wird durch Funkspruch mit Wellenlänge 840 an Station Hammerfest gemeldet. Stratoff."

Kabeltelegramm aus Neuyork.

Stratoff, Kalmikowskaja, via Moskau.

„Lieferung von Benzin nach Nordalaska in diesem Jahre nicht mehr möglich. Schlagen vor, mit Dampfer Athalia von Kap Barrow nach Nome zu fahren. Abfahrt Barrow 20. Juli, Ankunft Nome 27. Juli. Dort genügend Benzin vorhanden. Bratford."

Antwort.

„Einverstanden. Weisen Sie Dampfer Athalia an, in Kap Barrow drei Tage auf Ankunft zweier Flugzeuge zu warten und Vorkehrungen zum Verladen auf Deck zu treffen. Alle Mehrkosten werden von mir ersetzt. Stratoff."

An Bratford Brothers, Neuyork.

*

Stratoff saß in seinem Arbeitszimmer und diktierte einer Stenotypistin. Das Telephon rief an.

„Was gibt es?" fragte Stratoff.

„Hier Funkenstation. Uns fiel auf, daß Eiffelturm seit sechs Stunden mit kurzen Unterbrechungen Störungszeichen mit Welle 840 gab. Seit wenigen Minuten hören wir auf gleicher Welle Sprechtöne zweier Stationen, die sich zu nähern scheinen, also wohl Flugzeugstationen."

„Verstanden Sie etwas von dem funkentelephonischen Gespräch?"

„Die Störungen durch Eiffel sind noch zu stark, doch glaubte ich, deutsche Worte zu unterscheiden."

„Es ist gut. Sobald die Verständigung vollkommen ist, rufen Sie die unbekannten Stationen an und verbinden Sie mich mit ihnen."

Er hängte ab und wandte sich zur Sekretärin.

„Fräulein Stolypn, bitte, erledigen Sie folgendes."

Nach russischer Sitte hätte er sie Sonja Iwanowna anreden müssen, aber als Bolschewist verachtete er den patriarchalischen Brauch.

„Befehl an die Flugzeughalle: Eintreffen der beiden deutschen Flugzeuge ist in Kürze zu erwarten. Auslegen des weißen Landungskreuzes vor der Halle. — Mitteilung an die Fürstin Lahory und an Herrn Sanders: Ich lasse bitten, sich bereit zu halten, in fünf Minuten von Portal 1 mit mir zum Landungsplatz zu fahren. — Befehl an Garage: Großer Mercedes sofort ebendorthin."

„Nach dem Flugplatz?" fragte das Fräulein.

„An Portal 1, dumme Gans," rief Stratoff. „Alles rasch durch Telephon erledigen."

Sonja erhob sich, ohne eine Miene zu verziehen. Stratoff ließ sich wieder mit der Funkenstation verbinden.

„Haben Sie Verständigung aufgenommen?"

„Sprechverkehr noch zu undeutlich. Wir geben daher soeben Morsespruch."

„Was funken Sie?"

„Wir melden uns und bitten um Mitteilung, wo die beiden Stationen sich befinden."

„Blödsinn. Funken Sie: Stratoff läßt Herrn Nagel bitten, an Flugzeughalle östlich Kalmikowskaja zu landen. Landungsstelle durch liegendes weißes Kreuz markiert. — Wiederholen Sie."

Der Funker sprach den Befehl nach.

„Gut. Aber deutsch natürlich. Unsere Kosakensprache versteht ja kein Mensch. Ich fahre jetzt zur Flugzeughalle. Verbinden Sie mich dorthin, sobald Sprechverständigung möglich."

Die Fürstin und Sanders trafen mit Stratoff in der Halle zusammen.

„Sie kommen," rief er ihnen zu.

„Wer kommt?" fragte Linda.

„Nagel mit seinen zwei Flugzeugen."

„Wie hat er das so schnell möglich gemacht?" rief Sanders erstaunt.

„Er ist eben ein tüchtiger Kerl." sagte Stratoff. „Das hatte ich sofort gemerkt mit meiner Menschenkenntnis. Sonst hätte ich mich auch auf das Unternehmen nicht eingelassen."

„Vielleicht mir zuliebe doch," meinte Linda.

Stratoff überhörte die kleine Bosheit.

„Es scheint aber noch eine französische Niedertracht dahinterzustecken," fuhr er fort. „Bereits den ganzen Morgen gibt Eiffelturm Störungszeichen mit der gleichen Wellenlänge, die Nagel mit mir zum Anruf verabredete."

„Man muß sie bewundern, diese Franzosen," sagte Linda. „Ihr Haß verfolgt selbst solche für den Staat doch recht bedeutungslosen Ereignisse."

„Die neuen Rapidflieger scheinen keine Lappalie," meinte Stratoff. „Aber jetzt bitte einsteigen, sonst ist Herr Nagel noch vor uns da. Seine Schwalbe segelt schnell."

Fünf Minuten rasendes Tempo des 95-PS.-Mercedes durch die tadellos gepflasterten Straßen der kleinen Provinzialstadt, die meist aus hölzernen Baracken bestand. Dann hielt das Auto vor der Flugzeughalle.

Der Chefingenieur empfing sie.

„Von den gemeldeten Fliegern noch nichts zu sehen," sagte er. „Dagegen wünscht die Funkenstation Herrn Stratoff dringend zu sprechen."

„Kommen Sie mit an den Apparat," bat Stratoff und wies Linda den Weg.

Er ergriff einen Hörer und reichte ihn ihr. Er selbst und Sanders nahmen je einen anderen.

„Hier Stratoff. Was ist los?"

„Sprechverständigung mit deutschem Flugzeug Schwalbe ist da. Soll ich verbinden?"

„Natürlich, du Schafskopf. Darauf warte ich ja seit drei Stunden.

Hohe klingende Töne wurden im Apparate hörbar. Dann eine Stimme:

„Schwalbe bitte sich zu melden. Herr Stratoff möchte mit Ihnen sprechen."

Von fernher durchdrang eine Stimme die klingenden Töne:

„Hallo. Hier Nagel."

„Hier Stratoff Wann treffen Sie ein?"

„Ich denke in 15 Minuten."

„Ich bitte, östlich der Stadt zu landen. Platz ist durch weißes Kreuz markiert."

„Danke. Wir sind bereits orientiert."

„Alles wohl bei Ihnen?"

„Alles in bester — —"

Die weiteren Worte wurden durch ein verstärktes Klingen übertönt. Nach einiger Zeit meldete der Beamte der Funkenstation:

„Eiffel gibt mit voller Kraft. Weitere Verständigung daher augenblicklich unmöglich."

„Diese verdammten Franzosen," schrie Stratoff.

„Was bedeuten diese hellen, klingenden Töne?" fragte Linda.

„Das sind Ihre geliebten Franzosen, die uns vom Eiffelturm her ärgern," erklärte Stratoff.

„Zwei Flugzeuge in Sicht," meldete der Chefingenieur.

„Ist alles zum Empfang vorbereitet?" fragte Stratoff.

„Alles."

Wenige Minuten später schraubten sich zwei graue Vögel in steilen Drehkurven aus ungeheurer Höhe nieder und landeten wohlbehalten kurz hintereinander.

Ein dreifaches Hurra der russischen Flugzeugmannschaften begrüßte die Deutschen. (Fortsetzung folgt.)

Die Brüder.

Skizze aus dem Schwedischen

von E. Maren.

Sie waren sich mehr, als in der Regel zwei Brüder einander zu sein pflegen. Sven war zwei Jahre älter als Gösta, aber da sie fast gleich groß und kräftig waren, merkte man den Unterschied kaum. Im Fischerdorf nannte man sie einfach die Brüder. Eine andere Bezeichnung brauchte man für sie nicht. Alles unternahmen sie gemeinsam und des einen Gedanken trafen meist genau mit den Gedanken des anderen überein. Sie wohnten zusammen in des Vaters Häuschen, das nahe am Strande lag. Der Vater war vor einiger Zeit gestorben und alles, was er hinterließ, hatten ohne weiteres die beiden Brüder übernommen, und die Fischerei, die sie seit Generationen trieben, führten sie auch ganz in des Vaters Sinne weiter. Nie war ihnen ein Gedanke gekommen, das Vaters Erbe zu teilen, oder gar sich zu trennen, oder daß der eine von ihnen einmal die Insel verlassen könnte, wie es so viele unter der aufwachsenden Fischerjugend taten.

Auf der Insel wohnte ein junges Mädchen. Ihre Augen waren blau wie das Meer und ihr Wuchs geschmeidig und schön. Ihretwegen stand manches junge Männerherz in Flammen. Von allen Inseln rundum kamen die jungen Männer, um sich um sie zu bewerben, aber keinem war es bisher gelungen, ihre Gunst zu erringen.

Nun war der Sommer über die Insel gezogen und hatte warme, würzige Lüfte mit sich gebracht, und die kümmerlichen mageren Strandgräser bekamen einen frischen, grünen Schimmer, und man sagte, daß sich ungewöhnlich viele Seehunde in den nördlichen Schären ansammelten. Die Brüder waren große Seehundjäger und ihre Ungeduld, die willkommenen Tiere jagen zu können, ließ sie sogleich ihre Jolle rüsten, um dorthin zu segeln. Just in dem Augenblick, als sie damit beschäftigt waren, Proviant und Gerätschaften in das kleine Fahrzeug einzunehmen, kam Gerda herunter zur Landungsbrücke. Der Frühlingswind spielte mit ihrem blonden Haar und die Sonne hatte bereits ihr frisches, junges Gesicht gebräunt. Ihre Zähne leuchteten wie Perlen, wenn sie lächelte.

„Ihr wollt auf Seehundjagd?" fragte sie. Die Brüder legten augenblicklich ihre Arbeit nieder und sahen auf. Gerda stand da oben auf der schmalen Brücke, lachte und sah bald den einen, bald den andern an. Gösta stand vorn im Boot und Sven setzte sich nun an das Ruder. Die Segel schlugen im Winde. Gösta arbeitete am Fokkrep, während er Gerda lange und beredte Blicke zuwarf.

„Kannst du die Segel nicht aufsetzen", rief Sven nach einigen Minuten gereizt. „Wirf los, daß wir auf den Weg kommen."

Eine heiße Blutwelle stieg in Göstas Gesicht. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber er verstummte, als seine Augen Gerdas Blicke trafen. Als das Fahrzeug abstieß, fühlte er Gerdas warme Hand in der seinen und er hörte, daß sie ihm zuflüsterte:

„Wir sehen uns, wenn du zurückkommst."

So glitt das Boot in die Wogen hinaus. Das Mädchen stand lange und winkte ihnen nach, aber nur Gösta beantwortete ihre Abschiedsgrüße. Sven saß nachdenklich und finster am Ruder. Die Jolle schoß dahin über die Wogen. Schweigend verrichteten die beiden jungen Männer ihre Arbeit an den Segeln. Sie waren ja zwar nie gewohnt, viel miteinander zu sprechen, aber heute schien ihnen selbst das Schweigen beklemmend. Es lag etwas Drohendes, Schweres in der Luft. Die seltsamen Empfindungen, die sie beherrschten, waren ihnen fremd und neu. Nun kamen die Schären in Sicht. Der Wind hatte sich aufgefrischt und der Wogen Brandung spülte über die braunen Rücken der Klippen. Die Jolle lief zwischen den Kullen ein und Gösta sprang zuerst ans Land. Schweigsam und finster kam Sven hinter ihm. Hätte einer sie beobachtet, wie sie hinaufkrochen an den nassen glatten Steinabhängen, bis sie die Höhe erreicht hatten, der würde nichts Ungewöhnliches an ihnen wahrgenommen haben. Hart und verschlossen waren ihre Gesichter wie immer und das Feuer in ihren Augen konnte der Ausdruck der entflammten Jagdlust sein. Still schritten sie über die Klippen, hielten die Büchse in ihren Händen, um sich dann an ihrer gewohnten Stelle, die tief geschützt in den Klippen lag, niederzulassen.

Jedoch die Seehunde sind scheu und man mußte sich oft auf langes Warten einstellen, denn sie nahmen leicht Witterung von den Menschen. Oftmals sahen die Brüder, daß sich die dicken runden dunklen Körper der Tiere in der Brandung taumelten, oft kamen sie ganz nah, um dann wieder unterzutauchen und für eine Weile zu verschwinden. Man mußte Geduld haben, denn die Seehunde sind klug und sie wissen gut, wie sie die Jäger hinters Licht führen können. Wird einer von einer Kugel getroffen, so stürzt

er sich ins Wasser und beißt sich fest auf dem Grund, sagen die alten Fischer, die ihr Leben lang die Seehunde gejagt haben, und die Jäger werden dann niemals ihre Beute sehen.

Sven nahm den am weitesten vorgeschobenen Platz und Gösta schlüpfte in eine Kluft, die sich etwas im Hintergrund befand. Das Meer rollte seine Wogen unaufhörlich gegen die Steine. Die Klippen, auf denen die Seehunde zu liegen pflegten, um ihre glänzenden runden Leiber zu sonnen, waren schaumübersprüht. Das war herrlich anzusehen, aber die Brüder hatten heute weder Augen noch Ohren für die Schönheit der Natur, noch gedachten sie länger der Jagd. Göstas Hände zitterten vor innerer Erregung so stark, daß er kaum die Büchse zu halten vermochte. Seine Hand brannte, als verspürte er noch Gerdas Druck. Nie zuvor hatten ihn solche Empfindungen beherrscht. Nun wußte er plötzlich, daß er niemals ohne jenes Mädchen würde leben können. Klar und deutlich sah er sie vor sich. Den lachenden roten Mund, die sonngebräunte Haut. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, dann konnte er sie fassen. Bewegte sie nun nicht ihre Lippen, als wollte sie ihm etwas zuflüstern? . . .

Lag dort Sven? Wie merkwürdig sah der aus! Gerade so, als ob auch er gerade mit Gerda reden wollte. Warum um Himmelswillen sah er so aus? Konnte er ihn nicht ein einziges Mal in Ruhe lassen? Alles teilten sie miteinander, aber diesmal mußte es anders sein. Das Mädchen wollte er ganz allein für sich. Damit hatte Sven absolut nichts zu tun . . . . und sie hatte ja auch so bedeutungsvoll seine Hand gedrückt und gesagt: „Wir sehen uns, wenn du zurückkommst . . ." Also dachte sie nur an ihn. Sie erwartete ihn. —

Aber so würde es natürlich kommen, wenn sie zurück waren, dann wollte Sven sie auch sehen und begrüßen, und am Samstag abend würde er auch mit ihr auf der Landungsbrücke tanzen wollen, und die andern jungen Fischer würden sich wieder die Köpfe um sie blutig schlagen, bloß wenn sie sahen, daß einer einen freundlicheren Blick von Gerda bekam, wie der andere. Der Bruder, der durfte diesmal keinen Teil an ihr haben, das duldete er auf keinen Fall. Gerade er nicht. Der Gedanke allein konnte ihn rasend machen.

Das war ja rein wie verflucht, die einzigen Menschen, die ihm auf der Welt nahestanden, die machten ihn durch diesen inneren Zwiespalt unglücklich.

Zwei Seehunde waren die Klippen hinaufgekommen. Sven, der die ganze Zeit regungslos dagelegen hatte, wandte sich nach Gösta um, um ihn auf die Tiere aufmerksam zu machen. In diesem Augenblick fiel ein Schuß. In die Brust getroffen, sank Sven zusammen.

Gösta war aufgesprungen und schwang in wilder Wut die Büchse.

„Niemals soll sie dein werden, ich gönne sie keinem andern, als mir selbst. Mir gehört sie und mich liebt sie . . ." Da sah er, daß sich die zerschlissene Jacke des Bruders mit rotem Blut färbte. Er warf sich neben den Bruder auf den Stein und stierte mit Entsetzen auf die Wunde. „Sven", schrie er mit gellender Stimme, aber es erfolgte keine Antwort. Die beiden Seehunde, die vor wenigen Augenblicken noch dort auf der nahen Klippe gelegen hatten, waren geflohen. Die schäumende Brandung spülte wieder über die Felsen. — Aber dort stand in klarer Silhouette Gerda. Ihr Haar flatterte im Winde. Sie winkte lächelnd und die weißen Zähne schimmerten wie Perlmutter. „Wir sehen uns, wenn du zurückkommst", hörte er nun deutlich ihre Stimme durch das Brausen der Brandung . . .

„Nein, wir sehen uns nicht wieder, nie wieder", schrie Gösta in wilder Verzweiflung und warf sich über des Bruders Leiche. Ein kurzer, dumpfer Schuß. Stille. Nichts unterbrach die feierlich-ernste Ruhe der Natur, als des Windes Sausen und das Anprallen der Brandung gegen die Felsenklippen, der Schrei der Möven, der hell über das Wasser glitt und die seltsamen Stimmen der Seehunde, die sich nach einer Weile zur Rast nach dem tollen Spiel in den Wellen auf den sonnigen Felsen ansammelten.

Fischer, die die beiden Leichen fanden, sagten, die beiden Brüder hätten so stark aneinander gehangen, daß der eine ohne den andern nicht habe leben wollen, als jenen ein unvorsichtiger Schuß getroffen haben mochte . . .

Von meinen Vorträgen.

Von Börries, Freiherr von Münchhausen.*)

Als ganz jungen Menschen versuchte mich bisweilen der Teufel der Verlegenheit, aber ich habe ihn immer durch tapferes Auslachen verscheucht. In Breslau hatten sie mir eines jener bleistiftdünnen, auseinanderziehbaren Notenpultchen auf die Bühne gestellt. Ich legte zaghaft die damals noch meist ungedruckten losen Einzelblätter meiner Handschriften darauf und zog den Fuß zu meiner Eingangsverbeugung heran . . .

stieß an das federleichte Dingel . . .

und siehe es hüpfte vertrauensvoll einer dicken Dame in der ersten Sitzreihe auf den Schoß, während meine Verse wie blauweiße Schwalben im Saale herumflatterten. Es war entsetzlich — wenigstens für mich! Die anderen da unten hatten doch wenigstens mit dem Aufsammeln etwas zu tun, während für mich nur der holde Spruch galt:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er lächelnd schweigen
Und schweigend lächeln kann! —

Ach, diese Stimmungsmorde im Vortragssaal! Wir können alle ein Lied davon singen! Einmal las ich in einem Saale unter den strahlenden Monden milchweißer Bogenlampen mein Dreigespräch, in dem eine Mutter mit ihren beiden erwachsenen Söhnen davon spricht, wo sie begraben sein möchten. Gerade war ich bei dem schwermütigen Gedichte bei den Worten angelangt:

Im Saale wird es dunkler . . .

als die Bogenlampen, offenbar in dem Bestreben, mir zu stärkerer Wirkung zu verhelfen, erloschen. Zwar flammten sie gleich wieder auf und bestrebten sich, durch lebhaft mißbilligendes Zischen ihren Fehltritt selber zu verurteilen, — aber mein liebes Gedicht hatten sie doch getötet, und keine Kunst Devrients hätte seine Wirkung wieder ins Leben rufen können.

Oft sind die Tage mit recht tüchtiger anderer Arbeit angefüllt, so besonders, wenn mich die Post erreicht. — „Sehr geehrter Herr! Wir haben einen so rasend schweren Aufsatz auf, daß ich mich an Sie wenden muß. Er heißt „Wozu lebe ich eigentlich?" und wir müssen ihn schon am 4. Dezember abgeben. Da Sie nun mein Lieblingsdichter sind und auch bei Ihrem hiesigen Vortrage einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck machten, so bitte ich Sie, mir den Aufsatz zu machen. Aber ich muß dringend!!! um Verschwiegenheit bitten, da leider mein Vater unser Deutschlehrer und Direktor ist. Ihr ewig dankbarer Anton . . .

Was blieb mir weiter übrig, als den halben Nachmittag darüber zu schreiben, wozu Anton „eigentlich" lebt! Wenn ich doch sein Lieblingsdichter bin! —

Freilich kriegten wir dann nur eine II b, was offenbar daran lag, daß ich leider nicht genau weiß, wozu man lebt, — („eigentlich" lebt!) — aber meine Ansicht war edel gewesen. Verzeiht, meine Freunde, daß ich damit prahle, aber: Wohlzutun und es mitzuteilen, vergesset nicht!

Einmal in einer kleinen Stadt verließ ich zur Pause die Bühne und ging durch ein ödes, großes Nebenzimmer in das Künstlerstübchen. Erschrocken prallte ich zurück in der blitzhaft empfundenen Annahme, aus Versehen in die Damenkleiderablage geraten zu sein. Aber nein, die Frauen kamen liebreizend lächelnd auf mich zu, und was sie an weißen Tüchern und Decken in der Hand trugen, das waren abermals leinwandene Schriftensammlungen: denn es herrschte gerade dort und damals die Sitte, Unterschriften auf Tischdecken zu sammeln und dann auszusticken.

Immerhin sind die Leutchen, die persönlich um eine Unterschrift kommen, liebenswürdiger als die Briefe schreibenden. Da liegt eine Postkarte neben mir (just diesen Abend angekommen), auf der nur steht: „Ersuche höfl. um wt. Namenszug. Mit bestem Dank Arthur Holländer, Wien."

Oder der Herr, der mir neulich einen in Schreibmaschinendruck hergestellten Zettel schickt:

Weihnachtsbitte!

Meine Frau wünscht sich zu Weihnachten einen Kalender, dessen Blätter Grüße von Freunden und Bekannten enthalten sollen. Ich bitte Sie daher, die beifolgenden Blätter mit irgendeinem Gedicht, Sinnspruch, Zeichnung oder dergleichen zu versehen und ungefaltet bis spätestens 15. Dezember d. J. zu senden an . . . .

Bei dem Briefe liegt ein durchlochter Abreißkalenderzettel für den 7. Juli. — Also an diesem Tage soll Frau X., mitten zwischen Tante Julchen und Onkel Adolar, von Börries Münchhausen begrüßt werden.

Wie rührend muß die Liebe dieses Mannes zu seiner Frau sein, daß er an völlig fremde Künstler hunderte solcher schüchterner Zettelchen schicken mag!

Sehr peinlich ist es, auf den Vortragsreisen seinen Namen in halbmeterhohen Buchstaben an den Anschlagsäulen zu sehen. Aber noch peinlicher war ein kleines Erlebnis, das ich in Göttingen mit meinem Bilde hatte. Dieses prangte in einem Buchladen neben meinen unsterblichen Werken, um durch Wohlgestalt diejenigen in den Vortrag zu locken, denen meine Verse allein zu langweilig waren. Ich

---

*) Aus dem Buch „Fröhliche Woche mit Freunden" (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart).

stand beim Abschiednehmen von dem mir bekannten Buchhändler Lüder Horstmann in der Ladentür, als zwei Studenten des Weges daherschlenderten und vor meinem Bilde stehen blieben.

Der eine sagte in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß:

„Herrgott, hat der Kerl ein unsympathisches Gesicht!"

Und der andere zog ihn nachlässig weiter: „Na — er weiß es nicht!"

Wie ich mein erstes Bild verkaufte.*)

Von Hannover kam ich nach Berlin, um in einer dortigen Kunstanstalt Öldruckbilder zu lithographieren. In meiner freien Zeit besuchte ich die Galerien und Kunstausstellungen. Am Abend nahm ich teil am Unterricht in der Kunstschule, zeichnete nach Gips und dem lebenden Modell, besuchte auch eine Zeitlang die Malschule von Eschke, so daß ich mich an mein erstes Ölbild wagen konnte, welches diesmal auch trocknete: es war die heimatliche Wassermühle. Dreist und gottesfürchtig schickte ich das Bild zur Ausstellung des „Vereins Berliner Künstler", welcher damals noch in der Kommandantenstraße hauste, eine jetzt für die Kunst unmögliche Gegend, aber damals hatte sich „der Zug nach dem Westen" eben erst in Bewegung gesetzt. Zu meiner großen Freude wurde das Bild ausgestellt, und nach ein paar Wochen erhielt ich vom Geschäftsführer die Mitteilung, daß mein Bild zu dem angesetzten Preise von 400 Mark verkauft sei. Über diesen großen Erfolg war ich natürlich glückselig; meine Bekannten beglückwünschten mich und drangen darauf, dieses freudige Ereignis festlich zu begehen. Wir trafen uns denn auch eines schönen Abends bei Waßmann in der Leipziger Straße, wo ich ein Fäßchen bayerisches Bier stiftete. Da der Wirt noch für schönen Gänsebraten gesorgt hatte, die ganze Portion für 75 Pfennige, so fühlten wir uns bald kannibalisch wohl; es wurde kräftig auf mein Wohl getrunken und mir prophezeit, daß ich bald ein berühmter und reicher Künstler sein würde. Leider traf diese Prophezeiung nur sehr teilweise ein. Da wir nicht die einzigen Gäste in dem Raum waren, gesellte sich ein eleganter junger Mann mit dem duftigen Namen Balsam zu uns. Er gab an, daß er sich sehr für Kunst und Künstler interessiere, er habe unwillkürlich gehört, daß ich ein Bild verkauft hätte und ein aufgehender Stern am Kunsthimmel sei. Natürlich fühlte ich mich dadurch riesig gebummfiedelt und bewilligte sein Bitte, mich besuchen zu dürfen, gnädigst. Eines Tages trat denn auch der Herr Balsam bei mir an, besah sich meine wenigen Arbeiten und lobte alles über den grünen Klee. Er sagte mir, daß er seine Bekannten auf mich und meine Kunst aufmerksam machen wolle, um mir Käufer zuzuführen. So nebenbei fragte er, was ich denn mit dem vielen Gelde mache, das ich nun hätte; in meiner Einfalt antwortete ich, daß ich es aufbewahre, um demnächst eine längere Studienreise nach dem Harz zu machen, was er sehr richtig fand. Dann bemerkte er, mein einfaches, kleines Zimmerchen sei doch gar zu dürftig und mache einen schlechten Eindruck, wenn ich vornehmen Besuch bekäme. Er bot mir seine Wohnung zur Mitbenutzung an. Ich war ganz gerührt über so viel Edelmut, willigte dankbar ein und zog auch bald mit meinen Siebensachen zu Herrn Balsam. Die neue Wohnung war von schäbiger Eleganz, allerdings etwas größer und hatte besseres Licht, was für mich ja die Hauptsache war. Schon am ersten Tage schenkte mir mein Gönner eine Karte für das Viktoria-Theater, wo ein großes Ausstattungsstück „Goldene Träume" gegeben wurde. Ich ließ also die „goldenen Träume" an mir vorüberziehen, stärkte mich noch irgendwo und trat den Heimweg an. Zu meinem Erstaunen traf ich den Herrn Balsam nicht in der neuen Behausung. Als „ahnungsloser Engel" legte ich mich zur Ruhe und schlief den Schlaf des Gerechten. Am andern Morgen entdeckte ich aber doch zu meinem größten Schrecken, daß mein Koffer erbrochen war; die 400 Mark sowie das andere sauer ersparte Geld waren weg, ebenso mein bester Anzug. Ich lief sogleich zur Polizei, wo man mir sagte, der Herr Balsam sei ein stellungsloser Kommis und Freund gefälliger Damen, welcher schon mehr auf dem Kerbholz hätte. Das Geld würde er wohl in einem der Nachtlokale durchbringen; ich solle am Abend einen Beamten begleiten, damit er womöglich gleich verhaftet werden könne. Also ging ich mit einem Kriminalbeamten nach dem damals so berühmten oder vielmehr berüchtigten „Orpheum" in der Jakobstraße. Als wir die Räume suchend durchschritten, trat mir eine verführerische Nymphe entgegen, welche mich, wie einst den Ritter Oluf, zum Tanze einlud; aber wie seinerzeit Ritter Oluf, so hatte auch ich wenig Sinn und Lust zu Tanz und Liebesspiel. Ich sagte, daß ich einen gewissen Balsam suche, welcher mich bestohlen hätte, worauf die Schöne lachend erwiderte: „Wat, Balsam suchste? Der is längst verduftet!" So war es denn auch, Balsam war und blieb verduftet — und mit ihm mein schönes Geld. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen; so zogen denn meine Freunde, die vorher lustig mit mir gezecht hatten, mich mit meinem Gönner Balsam gehörig auf. Es war kein Balsam für die Wunde.

*) Aus den Lebenserinnerungen des bekannten Malers Hermann Hendrich, der kürzlich seinen 70. Geburtstag beging.

Bunte Chronik

*** Triumph des Lebens.** Es passieren unglaubliche Dinge im Reiche der Bakterien. Das sind bekanntlich diese mikroskopisch kleinen Lebewesen, die Krankheiten erregen, bei der Wein- und Bierfabrikation helfen und im ganzen Haushalt der Natur eine eminent wichtige Rolle spielen. Ein solches, das schon recht groß ist, der Milzbrandbazillus, hat eine Länge von viertausendstel Millimeter. Eine mittlere Zigarre muß man sich auf den 8000. Teil ihrer Länge verkleinert denken, um zur Größe eines Milzbrandbazillus zu gelangen. Ein Eiterbakterium ist so klein, daß tausend Millionen bequem in einem kleinen Wassertropfen Platz haben. Ihr Gewicht ist entsprechend. Ein lebendes Exemplar wiegt 05.10—9 Milligramm, d. h. 2000 Millionen wiegen erst den tausendsten Teil eines Gramms. Das Maßloseste ist die Geschwindigkeit, mit der sie sich vermehren. Alle 20 Minuten strecken sie sich in die Länge und teilen sich in zwei neue Exemplare. Die machen es genau so. Aus einem solchen Bakterium würden entstehen in 24 Stunden 2^{72} = 4720 Quadrillionen Bakterien. Die hätten ein Gewicht von 2360 Tonnen. Der Raum, den sie einnehmen, beträgt 500 000 Kubikmeter. Man könnte also die ganzen Linden und den Lustgarten dazu mit einer einen Meter hohen Schicht bedecken. Glücklicherweise sind die Lebensbedingungen nie so günstig, daß alle Exemplare zur Welt kommen. Sonst wäre in wenigen Tagen die Erde überschwemmt. Die Natur und das Leben haben ihre Leistungsfähigkeit hier auf die höchste Spitze getrieben.

•

*** Wie Leoncavallo zu seinem Mittagessen kam.** Leoncavallo, der Komponist der Oper „Bajazzo", hielt sich in seinen jungen Jahren eine Zeitlang in Kairo auf, wo er bei dem Bruder des englischen Vizekönigs Klavierlehrer war. Als nun einmal ein Araberaufstand ausbrach, floh er zu Pferde nach Port Said, ohne auch nur das Geringste von seinen Habseligkeiten mitnehmen zu können. Er hatte nicht einen Pfennig in der Tasche. Als er in Port Said angekommen war, meldete sich der Hunger. Wie sollte er ihn aber stillen? Plötzlich sah er ein Klavier in einem Saal. Er ließ weit die Türen öffnen, setzte sich heran und fing an, aus Leibeskräften zu spielen. Es dauerte nicht lange, so fanden sich Zuhörer ein, und nach einiger Zeit konzertierte er vor einem gefüllten Saal. Die Morgenländer, die mit Arbeit nicht gerade überlastet zu sein pflegen, waren froh, daß sie auf eine gute Weise den Tag hinbringen konnten. Als er endlich kassierte, nahm er soviel ein, daß er sich nicht nur Mittagessen leisten, sondern sogar einen Platz auf einem Dampfer zur Heimreise bezahlen konnte.

•

*** Das größte Gebäude der Welt für Rom.** Aus Rom wird gemeldet: Der Mailänder Architekt Mario Palanti, der fast zwei Jahrzehnte als erfolgreicher Baumeister mächtiger Großstadtbauten in Südamerika gewirkt hat, hat für Rom ein Riesenbauwerk entworfen, daß alle bisherigen Bauten an Größe übertrifft. Es soll 350 Meter hoch, 290 Meter breit sein und 80 Stockwerke haben. Ein Amphitheater und ein gewöhnliches Theater, 200 Säle und 4500 Zimmer sollen darin Raum haben. Es soll eine Galerie, wie man die in Italien so beliebten Wandelhallen nennt, enthalten, die über einen halben Kilometer lang sein wird. 80 Fahrstühle sind für den inneren Verkehr vorgesehen. Die Spitze des mächtigen Turmes soll einen Leuchtturm enthalten, der bis aufs Meer sichtbar ist. Das Monument, das vom Entwerfer Eternale oder Mole Vittoria genannt worden war, hat von Mussolini, der den Bau gutgeheißen hat, den Namen Mole Littorio erhalten. Der Plan eines solchen Riesenbauwerkes wird von der italienischen Presse lebhaft besprochen. Man hat Bedenken, ob ein solches, aus amerikanischen Lebensverhältnissen entstandenes Gebäude in das römische Stadtbild passen würde.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.